

Körntgen, Ludger

Heinrich II. : König der Konflikte

In:

Rolker, Christof (Hrsg.), Kaiser Heinrich II. : Herrschaft, Handschriften und Heiligkeit im Mittelalter, Bamberg : University of Bamberg Press, S. 161-187. 2024. DOI: 10.20378/irb-92716

Beitrag im Sammelwerk - Verlagsversion

DOI des Beitrags: 10.20378/irb-94576

Datum der Veröffentlichung: 02.04.2024

Rechtehinweis:

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt die **Creative-Commons-Lizenz CC BY**.



Die Lizenzinformationen sind online verfügbar:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Heinrich II. – König der Konflikte

Einführung

Vom „Königtum der Konflikte“ hat Stefan Weinfurter in Bezug auf die Herrschaft Heinrichs II. gesprochen.¹ Allerdings bezog er sich damit nur auf die Vielzahl der Konflikte zwischen König und Adel, denen ein Kapitel seiner viel zitierten Biographie Heinrichs II. gewidmet ist. Schon der Untertitel „Herrscher am Ende der Zeiten“ macht deutlich, dass der einflussreiche Mediävist eine Gesamtdeutung der Vorstellungen und Handlungsziele des letzten Königs und Kaisers aus der Nachkommenschaft Heinrichs I., des Begründers ottonischer Herrschaft, versucht hat, bei der religiöse Kategorien, darunter vor allem die zur Entstehungszeit der Biographie viel diskutierte Frage nach der Wirksamkeit eschatologisch-apokalyptischer Vorstellungen am Ende des 10. und zu Beginn des 11. Jahrhunderts, eine besondere Rolle spielen.² Gleichwohl hat Weinfurter wie andere Autor*innen die Anzahl und die konkrete Durchführung von Herrschaftskonflikten als ein Spezifikum der Herrschaftszeit Heinrichs II. gewertet, das besonderer Aufmerksamkeit der Forschung verlangt.³

Zugleich steht die Frage nach der offensichtlichen Konfliktrichtigkeit der Herrschaft des bayerischen Ottonen im Kontext einer weitreichenden

¹ Vgl. Stefan WEINFURTER, Heinrich II. (1002–1024). Herrscher am Ende der Zeiten, Regensburg 1999, S. 189.

² Vgl. zuletzt Ludger KÖRNTGEN, Endzeit oder Aufbruch? Kirchenbau und religiöse Mentalität am Beginn des 11. Jahrhunderts, in: Worms 1018–2028. Dom und Stadt (Quellen und Abhandlungen zur mittelhochrheinischen Kirchengeschichte 150), Münster 2023, S. 11–29, hier S. 12–14.

³ Vgl. etwa Gerd ALTHOFF, Otto III. und Heinrich II. in Konflikten, in: Otto III. – Heinrich II.: Eine Wende?, hrsg. von Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Mittelalter-Forschungen 1) Sigmaringen 1997, S. 77–94; Knut GÖRICH, Eine Wende im Osten: Heinrich II. und Bolesław Chrobry, ebenda, S. 95–167; vgl. Stefan WEINFURTER, Konfliktverhalten und

Neuorientierung der Forschung, die nicht nur unser Verständnis von Bedeutung und Austragung von Konflikten, sondern unsere Vorstellungen von ottonischer Königsherrschaft überhaupt verändert hat. Wesentlich war dafür der Ansatz von Gerd Althoff, der die Analyse von Konflikten dazu nutzte, um Erkenntnisse über Grundlagen und Funktion der Königsherrschaft zu gewinnen, für die keine einschlägigen schriftlichen Quellen zur Verfügung stehen.⁴ Denn Normen, die nach Art einer geschriebenen Verfassung Anspruch und Praxis der Königsherrschaft verbindlich fixiert hätten, gab es zur Zeit der Ottonen nicht. Die soziale und politische Kultur war vielmehr weitgehend durch verbale und symbolische Kommunikation bestimmt; wie königliche Herrschaft verstanden wurde und in welchem Ausmaß ihre Ansprüche akzeptiert wurden, lässt sich deshalb nicht im Blick auf abstrakte Normen verstehen, sondern nur aus der Analyse von Kommunikation und Interaktion des Königs und der „Großen“, also der mit Besitz und Herrschaftsrechten ausgestattet und dadurch politisch handlungsfähigen weltlichen und geistlichen Eliten, herleiten.⁵

Angestoßen hatte diesen neuen Blick auf kulturelle Rahmenbedingungen und konkrete Praxis königlicher Herrschaft schon Karl Leyser, dessen Monographie mit ihrem programmatisch zu verstehenden Titel den Blick darauf gelenkt hatte, dass „Herrschaft und Konflikt“ für die Zeit

Individualität des Herrschers am Beispiel Kaiser Heinrichs II. (1002–1024), in: *Rechtverständnis und Konfliktbewältigung. Gerichtliche und außergerichtliche Strategien im Mittelalter*, hrsg. von Stefan Esders, Köln 2007, S. 291–311; Karl UBL, *Der kinderlose König. Ein Testfall für die Ausdifferenzierung des Politischen*, in: *Historische Zeitschrift* 292 (2011), S. 323–363, hier S. 351–352.

⁴ Grundlegend zu diesem Ansatz Gerd ALTHOFF, *Königsherrschaft und Konfliktbewältigung im 10. und 11. Jahrhundert*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 23 (1989), S. 265–290; jetzt in ders., *Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde*, Darmstadt 1997, S. 21–56.

⁵ Vgl. die umfassende Bestandsaufnahme der einschlägigen Forschung bei Steffen PATZ-OLD, *Königserhebungen zwischen Erbrecht und Wahlrecht? Thronfolge und Rechtsmentalität um das Jahr 1000*, in: *Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters* 58 (2002), S. 467–507.

des ottonischen Königtums nicht als unvereinbare Gegensätze zu verstehen sind, sondern als selbstverständliche, aufeinander bezogene Pole der politischen Ordnung.⁶ Gerd Althoff hat dann vor allem durch die minutiöse Analyse der Konfliktführung herausgearbeitet, dass Konflikte keine grundsätzliche Infragestellung der Herrschaftsordnung bedeuteten, sondern gerade durch ihre nach unausgesprochenen „Spielregeln“ verlaufenden, ritualisierten Abläufe und ihre immer mögliche Einhegung durch symbolische Kommunikation wesentlich zur Funktion und Stabilisierung der Herrschaftsordnung beitrugen.⁷ Damit wurde zugleich die Eingebundenheit königlicher Herrschaft in die Kommunikation mit den weltlichen und kirchlichen Eliten deutlich, die ihrerseits jeweils nicht allein, sondern in durch Verwandtschaft oder Freundschaftsbündnisse, aber auch durch vertikale Herrschafts- und Treueverpflichtungen oder kirchliche Hierarchie und Amtsloyalität begründeten personalen Beziehungsnetzen agierten. Die Herrscher waren dabei stets darauf angewiesen, nicht nur für ihre eigenen politischen Absichten, sondern auch im Blick auf die vielen konkurrierenden Interessen der Eliten Konsens herbeizuführen. Dementsprechend hat Bernd Schneidmüller nicht nur die ottonische Königsherrschaft nach Grundlagen und Praxis als „konsensuale Herrschaft“ bezeichnet, ohne damit allerdings die wesentlichen Momente von Konkurrenz und Konflikt ausblenden zu wollen.⁸

Wie Konflikte in der ottonischen Herrschaftspraxis begrenzt und letztendlich beigelegt werden konnten, ohne die Grundlagen königlicher

⁶ Vgl. Karl LEYSER, *Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 76), Göttingen 1984.

⁷ Vgl. die jetzt bei ALTHOFF, *Spielregeln* (wie Anm. 4) gesammelten Beiträge.

⁸ Vgl. Bernd SCHNEIDMÜLLER, *Konsensuale Herrschaft. Ein Essay über Formen und Konzepte politischer Ordnung im Mittelalter*, in: Reich, Regionen und Europa im Mittelalter. FS Peter Moraw, hrsg. von Paul-Joachim Heinig u.a., Berlin 2000, S. 58–87; Bernd SCHNEIDMÜLLER, *Zwischen Gott und den Getreuen. Vier Skizzen zu den Fundamenten der mittelalterlichen Monarchie*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 36 (2002), S. 193–224. Anspruch, Grenzen und weiteren Forschungsbedarf dieses Konzeptes reflektiert Steffen PATZOLD, *Konsens und Konkurrenz. Überlegungen zu einem aktuellen Forschungskonzept der Mediävistik*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 41 (2007), S. 75–103.

Herrschaft in Frage zu stellen, hat Gerd Althoff durch die Analyse der konkreten Konfliktführung herausgearbeitet. Zentral war dabei zunächst die Feststellung, dass sich Konflikte zwischen dem König und herausragenden Herrschaftsträgern nicht als „Bürgerkriege“ im Sinn moderner staatlicher Ordnung, die ein Gewaltmonopol des Staates voraussetzt, verstehen lassen. Anlass für Konflikte war vielmehr häufig die von einem Herrschaftsträger empfundene Zurückweisung oder Missachtung durch den König. Um seine Position in der sozialen und politischen Rangordnung zu wahren, reagierte der jeweilige Herrschaftsträger durch eine Abwendung vom Herrscher, die sehr schnell auch militärische Aktionen einschloss. Diese entsprachen aber in ihrer Durchführung und Tragweite eher den Vorstellungen von der – allerdings erst im späteren Mittelalter klarer definierten – Fehde zwischen gleichrangigen Adeligen als einer entschlossenen militärischen Konfrontation zwischen einem „Rebellen“ und dem König als legitimer, zentraler Autorität. Die jeweiligen Gegner des Königs konnten dabei ganz ungeachtet der prinzipiell von allen Akteuren geforderten Treue gegenüber dem Herrscher auf die Unterstützung bestehender Verwandtschafts- und Freundesgruppen bauen.⁹ Im Gegenzug erlaubten es gerade die über die Fronten hinweg wirksamen sozialen Bindungen, dass auch während der Kampfhandlungen Vermittler hin und her gingen und schließlich Bedingungen aushandelte, unter denen der jeweilige Große sich dem König unterwerfen konnte, ohne seinen Rang und seine Stellung als Herrschaftsträger im Reich endgültig einzubüßen. Wie Gerd Althoff klargestellt hat, handelte es sich dabei um eine Verhaltensmöglichkeit, die nur den Mitgliedern der Führungselite im Reich offenstand, während kleinere Vasallen der Akteure durchaus auch mit dem Tod für ihr Verhalten in den Kämpfen büßen mussten. In dieser Hinsicht spricht Althoff vom „Privileg der *deditio*“: Damit ist der Vorgang der rituellen Unterwerfung gemeint, der dem betroffenen Großen zwar eine öffentliche Selbstdemütigung abverlangte, aber wohl nicht

⁹ Vgl. Gerd ALTHOFF, Zur Frage nach der Organisation sächsischer *coniurationes* in der Ottonenzeit, in: Frühmittelalterliche Studien 16 (1982), S. 129–142.

zuletzt aufgrund der Anklänge an die kirchliche Bußpraxis insgesamt erträglich und leistbar blieb. Der Herrscher wiederum konnte aufgrund der öffentlichen Anerkennung und Bestätigung seiner Stellung Milde walten lassen und auf eine strenge Bestrafung verzichten.¹⁰

Besonders klar lassen sich die einzelnen Momente ritualisierter, nach einsichtigen „Spielregeln“ ablaufender Konfliktführung in der Darstellung des Konfliktes zwischen König Heinrich II. und dem gleichnamigen Markgrafen von Schweinfurt auffinden, die wir einem Zeitgenossen, dem Merseburger Bischof Thietmar,¹¹ verdanken. Der sieht sich dem König, der ihn zum Bischof erhoben hat, verpflichtet und verurteilt das Verhalten des Markgrafen, mit dem er verwandt ist; zugleich lässt er dessen Gründe aber nachvollziehbar werden. In Thietmars Darstellung werden der Beginn und die fehdeartige Organisation der Konfliktführung klar erkennbar,¹² aber auch die über die Fronten hinwegreichenden sozialen Bindungen werden mit durchaus anekdotischer Erzählfreude beleuchtet.¹³ Diese Beispiele aus der Chronik des Merseburger Bischofs, der

¹⁰ Vgl. Gerd ALTHOFF, Das Privileg der *deditio*. Formen gütlicher Konfliktbeendigung in der mittelalterlichen Adelsgesellschaft, in: ders., Spielregeln (wie Anm. 4), S. 99–125.

¹¹ Zum Merseburger Bischof Thietmar und seiner Chronik vgl. zuletzt Thietmar von Merseburg zwischen Pfälzen, Burgen und Federkiel (Palatium 7), hrsg. von Michael Belitz u.a., Regensburg 2021; Thietmars Welt. Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte. Ausstellungskatalog Merseburg 2018, hrsg. von Markus Cottin/Lisa Merkel, Petersberg 2018.

¹² THIETMAR VON MERSEBURG, *Chronicon* (ed. Holtzmann, MGH SS rer. Germ. N. S. 9), V, cap. 32, hier und im folgenden zitiert nach der zweisprachigen Ausgabe THIETMAR VON MERSEBURG, *Chronik*. Neu übertragen und erläutert von Werner Trillmich; mit einem Nachtrag und einer Bibliographie von Steffen Patzold (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 9), 9. Auflage Darmstadt 2011, hier S. 227: „Der König bot überall seine Freunde auf, um ihre Anmaßung niederzuwerfen, fiel Anfang August über die Güter des Grafen her, verwüstete sie und zwang ihn, sich anders, als er gedacht hatte, überall außerhalb seiner Burg verborgen zu halten.“

¹³ THIETMAR, *Chronik* (wie Anm. 12), V, cap. 38, S. 233/235: „Nun entsandte er [d.h. der König, L.K.] Heinrich, den Bischof der Würzburger Kirche, und Erkanbald, den Abt des Klosters Fulda, um die Burg Schweinfurt niederzubrennen und zu zerstören. Graf Heinrichs erlauchte Mutter Eila empfing und begrüßte die Herren bei ihrer Ankunft ihrem Range entsprechend; als sie aber die königliche Weisung vernommen hatte, eilte sie entsetzt in die Kirche und erklärte, lieber wolle sie dort verbrennen, als lebend der Brandstiftung weichen. Daher stellten die Herren christliche Nächstenliebe über weltliche Bedenken und

sich viele weitere an die Seite stellen ließen, illustrieren nicht nur die besondere Rolle, die Thietmars Werk als herausragende Quelle für Althoffs Analyse der Konfliktführung in ottonischer Zeit gespielt hat.¹⁴ In unserem Zusammenhang verweist Thietmars Chronik vielmehr auch auf ein forschungsgeschichtliches Paradox: Auf der einen Seite verdanken sich viele Beispiele, die für die Analyse ottonischer Konfliktführung durch Althoff wesentlich waren, der Zeit Heinrichs II., die im Zentrum der Darstellung Thietmars steht. Auf der anderen Seite hat Althoff selbst schon dem König eine insgesamt „härtere Gangart“ in der Konfliktführung attestiert und damit schon Anzeichen für eine Intensivierung des herrscherlichen Anspruchs gesehen, der dann von Heinrichs Nachfolgern aus der Familie der Salier weiter verstärkt worden sei, auf Kosten der zuvor zentralen Bemühungen um Konsens und friedlichen Ausgleich.¹⁵ Vielleicht sind solche entwicklungsgeschichtlichen Linien auch einer analytischen Engführung geschuldet, die im Blick auf die ottonische Zeit manche durchaus harten Konflikte, etwa den zwischen Otto II. und Heinrich dem Zänker, dem Vater Heinrichs II., eher zu Ausnahmen erklärt, vergleichbare Konflikte der Salier aber zur Regel ihrer Zeit. Diese Frage kann hier allerdings nicht weiter verfolgt werden;¹⁶ im Folgenden soll vielmehr ganz unabhängig von solchen entwicklungsgeschichtlichen Modellen

milderten den ergangenen Spruch. Sie brachen lediglich die Mauern und Gebäude und trösteten die bekümmerte Frau mit dem Versprechen, wenn es in des Königs Gnade möglich sei, würden sie alles von sich aus wiederherstellen lassen. Der König aber verheerte alle Eigengüter des Grafen und verteilte sie weithin als Lehen; dann zog er nach Bamberg, wo er sein Heer in Frieden entließ und das Geburtsfest der Gottesmutter in festlicher Freude beging.“

¹⁴ Vgl. bes. ALTHOFF, Königsherrschaft (wie Anm. 4).

¹⁵ ALTHOFF, Otto III. und Heinrich II. (wie Anm. 3).

¹⁶ Es sei nur darauf verwiesen, dass Gerd Althoff gerade in der Zeit des dritten Saliers, Heinrichs IV. Anzeichen für eine immer wieder vom König enttäuschte Erwartungshaltung der Großen sieht, die deutlich von den Bemühungen um Konsens und herrscherliche Milde bei der Konfliktbeilegung geprägt gewesen sei, die doch nach der von Althoff und Reuter skizzierten Entwicklungslinie eigentlich auch schon für Konrad II. und Heinrich III. gar nicht mehr selbstverständlich gewesen wären; vgl. Gerd ALTHOFF, Heinrich IV. (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance), Darmstadt 2006, S. 257–269 und 302.

ausführlicher diskutiert werden, warum es gerade in der Zeit Heinrichs II. zu so vielen Konflikten zwischen dem König und den Großen gekommen ist. Einen solchen Erklärungsbedarf hat die neuere Forschung auch keineswegs bestritten; dabei war es Stefan Weinfurter, der zunächst auf der Ebene des Königs besondere politische Handlungsmotive gesucht hat, die Konflikte begünstigt bzw. ausgelöst hätten. Weinfurter sah die Zeit des letzten Ottonen durch das Bemühen um eine „Zentralisierung der Königsherrschaft“ geprägt, die sich nicht nur in der gesteigerten Konfliktbereitschaft des Königs, sondern auch in der gleichmäßigen Präsenz des Herrschers, der auf das ganze Reich ausgreifenden Raumerfassung, der planvolleren Vergabe von Bischofsstühlen an Vertraute aus den Reihen der Hofkapläne und schließlich auch in der Gründung des Bistums Bamberg als eines neuen Zentralortes der Königsherrschaft niedergeschlagen habe.¹⁷ Als grundlegendes Motiv hinter dieser Herrschaftspraxis machte Weinfurter ein Herrschaftsprogramm aus, das die in jeder christlich geprägten Herrschaft angelegte Berufung auf den Willen Gottes übersteigert habe zur Vorstellung eines „Kirchenreichs“, in dem der König letztlich Kirche und Reich gleichermaßen in göttlichem Auftrag geleitet habe.¹⁸

Während eine solche Deutung ganz auf das planvolle, machtbewusste Agieren des Herrschers abzielt, der eine letztlich auf Gott zurückgeführte Agenda konsequent umzusetzen versucht habe, ist die aktuelle Forschungsdiskussion deutlicher von einer Perspektive geprägt, in der das Handeln des Königs vor allem als Reaktion auf äußere Herausforderun-

¹⁷ Grundlegend Stefan WEINFURTER, Die Zentralisierung der Herrschaftsgewalt im Reich unter Kaiser Heinrich II., in: *Historisches Jahrbuch* 106 (1986), S. 241–297.

¹⁸ Vgl. WEINFURTER, Konfliktverhalten (wie Anm. 3), Zitat S. 310.; ders., Heinrich II. (wie Anm. 1), S. 269–271. Zur Rolle, die in solchen Konzepten einer planvoll-programmatisch handelnden, von einer stringenten Herrschaftsidee oder -ideologie geleiteten Königsherrschaft Zeugnisse aus dem Bereich liturgischer Herrschaftsrepräsentation und religiöser Praxis des Königtums spielen, vgl. die kritischen Reflexionen bei Ludger KÖRNTGEN, Königsherrschaft und Gottes Gnade. Zu Kontext und Funktion sakraler Vorstellungen in Historiographie und Bildzeugnissen der ottonisch-frühsalischen Zeit (*Orbis Mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters* 2), Berlin 2001, besonders S. 212–250 und 421–434.

gen erklärt werden kann. Anstatt des machtvoll auftrumpfenden und gestaltenden sehen wir den stets bedrängten Herrscher, der von Beginn an damit beschäftigt ist, den errungenen Thron und insgesamt die Prärogative des Königs im Herrschaftsgefüge zu behaupten. Dabei sind es zum einen die Umstände der Herrschaftsnachfolge nach dem Tod Ottos III., die als Ursache einer beständigen Infragestellung von Heinrichs Königtum in Anschlag gebracht werden.¹⁹ Zusätzlich dazu hat Karl Ubl die schon bald nach der Königserhebung absehbare Kinderlosigkeit Heinrichs als ein zentrales Moment ausgewiesen, das seine Herrschaft überschattete und dabei weniger die Konfliktbereitschaft des Königs als seine angefochtene Autorität hervortreten ließ.²⁰ Diese beiden Aspekte sollten im Folgenden im Blick auf drei zentrale Konflikte der Herrschaftszeit Heinrichs II. diskutiert werden: Den schon angesprochenen Konflikt mit dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt, den Konflikt mit den Luxemburgern, der Familie der Königin Kunigunde, und den lang andauernden Konflikt mit dem polnischen Fürsten Bolesław I. Chrobry.

Drei Konflikte

Heinrich II. und Markgraf Heinrich von Schweinfurt

Als einer der wichtigsten Herrschaftsträger aus dem angestammten bayerischen Herzogtum Heinrichs hatte der Markgraf Heinrich von Schweinfurt seinen Herzog auch bei der Bewerbung um die Königskrone unterstützt. Nach glaubhafter Nachricht Thietmars hatte der Herzog ihm dafür die Nachfolge im Herzogtum in Aussicht gestellt.²¹ Als der neue

¹⁹ Vgl. Gerd ALTHOFF, Otto III. und Heinrich II. (983–1024), in: Hagen Keller/Gerd Althoff, *Die Zeit der späten Karolinger und Ottonen. Krisen und Konsolidierungen 888–1024* (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. Zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage, 3), Stuttgart 2008, S. 273–347; GÖRICH, *Wende im Osten* (wie Anm. 3), S. 150–151; Ludger KÖRNTGEN, *Ottonen und Salier (Geschichte kompakt)*, 4. Auflage, Darmstadt 2013, S. 48–49.

²⁰ UBL, *König* (wie Anm. 3), hier S. 351.

²¹ Zum Ablauf des Konfliktes vgl. die kurze Zusammenfassung bei Gerd ALTHOFF, *Die Ottonen. Königsherrschaft ohne Staat*, 3., durchgesehene Auflage, Stuttgart 2013, S. 208–210 sowie WEINFURTER, *Heinrich II.* (wie Anm. 1), S. 186–193; zu den regionalen Aspekten

König aber einige Zeit nach seiner Mainzer Krönung noch keine konkreten Schritte zur Übertragung des Herzogtums unternommen hatte, wurde der Markgraf durch Vermittler bei Heinrich II. vorstellig. Der König verweigerte eine schnelle Entscheidung unter Hinweis auf ein – in dieser Form allerdings nicht nachweisbares – Recht der Bayern, ihren Herzog zu wählen. Das war für den Markgrafen Grund genug, sich allmählich vom König abzuwenden und schließlich zu den Waffen zu greifen. Der Konflikt eskalierte dann schnell und geradezu idealtypisch gemäß dem von Althoff herausgearbeiteten „Fahrplan“ ritualisierter Konfliktführung: Beide Gegner, der König nicht anders als der Markgraf, mobilisierten ihre Unterstützer und begannen, dem anderen jeweils durch Plünderungen und Zerstörungen wirtschaftlicher Ressourcen Schaden zuzufügen, ohne aber eine zentrale militärische Konfrontation zu suchen.²² Der König gewann dabei schnell die Oberhand und konnte wichtige Burgen des Markgrafen belagern, der es auch nicht wagte, seine zentrale Burg selbst zu verteidigen. Schließlich gelang es hochrangigen Vermittlern, eine Verständigung herbeizuführen. Der Markgraf musste sich dem König unterwerfen und erhielt dabei die Zusicherung, seine zuvor eingenommene Stellung wieder zu erlangen. Allerdings musste er eine offensichtlich nicht klar verabredete Zeit in Haft auf der Burg Giebachenstein verbringen, bevor ihn der König wieder in seine Huld aufnahm.

Der Konflikt mit den Luxemburgern

Heinrichs Gemahlin, die Königin Kunigunde, stammte aus der in Oberlothringen mächtigen Familie der Luxemburger Grafen.²³ Mit dem Aufstieg ihres Schwagers Heinrich zum König sahen die Brüder der neuen

des Konfliktes vgl. die Beiträge in Vor 1000 Jahren. Die Schweinfurter Fehde und die Landschaft am Obermain 1003, hrsg. von Erich Schneider/Bernd Schneidmüller (Schweinfurter Museumsschriften 118), Schweinfurt 2004.

²² Vgl. oben Anm. 10–12.

²³ Zu Kunigunde vgl. Markus SCHÜTZ, Kunigunde, in: Die Kaiserinnen des Mittelalters, hrsg. von Amalie FÖßEL, Regensburg 2011, S. 78–99; Stefan WEINFURTER, Kunigunde, das Reich und Europa, in: Kunigunde – *consors regni*: Vortragsreihe zum tausendjährigen Jubiläum der Krönung Kunigundes in Paderborn (1002–2002), hrsg. von Stefanie Dick et al., Paderborn 2004 (MittelalterStudien 5), S. 9–27, hier S. 12–14 und 21–22.

Königin offensichtlich die Gelegenheit gekommen, ihre Machtstellung im Moselraum auszubauen.²⁴ Das begann mit der Erhebung des Luxemburgers Dietrich zum Bischof von Metz, der sich Heinrich II. offensichtlich nicht widersetzte. Ganz anders reagierte der König aber, als im Jahr 1008 auch in Trier ein Luxemburger zum Erzbischof gewählt wurde. Heinrich belagerte die Pfalz in Trier und gewährte schließlich den Unterstützern der Luxemburger freien Abzug, nachdem sich ein anderes Mitglied der Familie, der vom König zum Herzog von Bayern erhobene Heinrich, als Vermittler eingeschaltet hatte. Der König sah sich aber schon bald durch seinen Schwager über die tatsächlich aussichtslose Lage der Belagerten getäuscht und reagierte mit der Absetzung des Herzogs. Erst nach längeren militärischen Auseinandersetzungen kam es schließlich im Jahr 1015 zu einer Verständigung: Die Luxemburger mussten sich ihrem Schwager mit dem öffentlichen Ritual der *deditio* unterwerfen und wurden dann wieder in die Huld des Königs aufgenommen; der Luxemburger Heinrich wurde sogar erst zwei Jahre später wieder in sein bayerisches Herzogtum eingesetzt.

Der Konflikt mit Bolesław I. Chrobry

Bolesław I. Chrobry, dessen weitgespannter Herrschaftsbereich östlich des ottonischen Reichs etwa seit der ersten Jahrtausendwende in den Quellen als Polen benannt wird, stand grundsätzlich nicht in einer politischen Abhängigkeit vom Reich. Er unterhielt aber enge Beziehungen zu wichtigen sächsischen Adelsfamilien und verband damit auch den Anspruch, vom König Herrschaftspositionen an der sächsischen Grenze zu erhalten.²⁵ Als Heinrich II. bald nach seiner Mainzer Krönung in Merseburg von den Sachsen als König akzeptiert wurde, erschien auch Bolesław, um dem neuen König seine Erwartungen vorzutragen. Er erhielt von

²⁴ Zum Ablauf des Konfliktes vgl. WEINFURTER, Heinrich II. (wie Anm. 1), S. 193–195; WEINFURTER, Kunigunde (wie Anm. 23), S. 21–22; ALTHOFF, Otto III. und Heinrich II. (wie Anm. 19), S. 85f.; ALTHOFF, Ottonen (wie Anm. 21), S. 216; SCHÜTZ, Kunigunde (wie Anm. 23), S. 91–92.

²⁵ Zum Verlauf des Konfliktes vgl. ALTHOFF, Otto III. und Heinrich II. (wie Anm. 19), S. 321–328.

Heinrich II. nicht die wichtige Mark Meißen, wurde aber mit der Lausitz und dem Milsener Land belehnt. Beim Abzug aus Merseburg entkam der polnische Fürst, der von Markgraf Heinrich von Schweinfurt begleitet wurde, aber nur knapp einem Überfall, für den Bolesław und wohl auch sächsische Große den König verantwortlich machten. Als Bolesław dann im benachbarten Böhmen intervenierte, mit dessen Fürstenfamilie er verwandt war, und eine darauf bezogene Lehnshuldigung gegenüber Heinrich II. verweigerte, entschloss sich der König zu militärischem Vorgehen, für das er auch die heidnischen Elbslawen, die Lutizen, als Verbündete gewann. Zwar kam es nach langen, für den König wenig erfolgreichen Kämpfen im Jahr 1013 zu einem Friedensschluss, der auch symbolisch dargestellt wurde: Bolesław leistete Heinrich die Lehnshuldigung und diente ihm feierlich als Schwerträger. Als der polnische Fürst aber die versprochene Unterstützung bei Heinrichs Zug nach Rom zur Kaiserkrönung verweigerte, kam es zum erneuten Ausbruch des Konflikts, der erst im Jahr 1018 endgültig beigelegt wurde, allerdings ohne dass die beiden Kontrahenten sich noch einmal persönlich begegneten. Dem König blieb nichts anderes übrig, als den Status quo anzuerkennen; eine rituelle Unterwerfung Bolesławs konnte er nicht durchsetzen.²⁶

Rangkonflikte und Herrschaftsnachfolge

Die drei hier exemplarisch herausgehobenen Konflikte des Königs lassen ein gemeinsames Motiv erkennen: In allen drei Fällen wurde Heinrich mit Erwartungen konfrontiert, die er nicht erfüllen wollte. Im Fall Heinrichs von Schweinfurt und der Luxemburger ist die konkrete Erwartung jeweils besonders deutlich zu beschreiben: Es ging um die Erhebung zum Herzog von Bayern bzw. um Unterstützung der Machtausweitung der Luxemburger im Moselraum. Warum hat es Heinrich darüber jeweils zum Konflikt kommen lassen? Stefan Weinfurter sieht jeweils spezifische Motive: Im Blick auf die Forderung des Markgrafen von Schweinfurt nimmt er an, dass Heinrich „das Fundament seiner königlichen Machtstellung,

²⁶ Vgl. GÖRICH, *Wende im Osten* (wie Anm. 3), S. 160–161.

das Herzogtum Bayern, im Grunde nicht aus der Hand geben ... wollte“.²⁷ Im Konflikt mit den Luxemburgern wiederum habe der König „das eigenmächtige Handeln und die luxemburgische Machtanballung“ nicht akzeptiert.²⁸ Nimmt man aber beide Fälle zusammen, dann lässt sich ein gemeinsames Motiv erkennen, das mit den besonderen Umständen der Nachfolge Heinrichs im Königtum zu tun hatte. Denn der Markgraf von Schweinfurt konfrontierte Heinrich mit einem Versprechen, das er vor seiner Erhebung zum König gemacht hatte. Als König aber, so lässt sich annehmen, wollte Heinrich sich nicht auf eine solche frühere Verabredung festlegen lassen, um seinen Handlungsspielraum als Herrscher nicht in Frage zu stellen. Dass Heinrich überhaupt in die Situation kam, mit einer solchen Erwartung konfrontiert zu werden, macht das besondere Problem deutlich, das sich ihm als einem König stellte, der nicht schon vom eigenen Vater als Nachfolger vorgeschlagen und dann von den Großen akzeptiert worden war, sondern der aus den Reihen der Großen gekommen war und sich die Erhebung zum König erst hatte erkämpfen müssen.²⁹ Noch deutlicher zeigt sich dieser Unterschied zur Situation der Vorgänger im Hinblick auf die Erwartungen der mit dem neuen König verschwägerten Familie der Luxemburger. Denn Heinrich war die Ehe mit einer Frau aus adeliger Familie eingegangen, als er überhaupt keine Aussicht auf eine Königserhebung gehabt hatte. Das hatte aber zur Folge, dass der neue König, im Unterschied zu seinen Vorgängern, mit einer adeligen Familie besonders eng verwandtschaftlich verbunden war und dass diese Familie erwartete, am Aufstieg ihres Verwandten zum Königtum Teil zu haben. Auch diese verwandtschaftliche Bindung war also geeignet, die Handlungsspielräume des Königs einzuengen.

Nicht nur gegenüber dem Markgrafen Heinrich von Schweinfurt und gegenüber seinen luxemburgischen Schwägern dürfte die Konfliktbereit-

²⁷ WEINFURTER, Heinrich II. (wie Anm. 1), S. 188.

²⁸ WEINFURTER, Heinrich II. (wie Anm. 1), S. 194.

²⁹ Vgl. GÖRICH, Wende im Osten (wie Anm. 3), S. 150–151.

schaft des Königs zu einem großen Teil Heinrichs Entschlossenheit dokumentieren, seine königlichen Handlungs- und Entscheidungsspielräume zu wahren und vor allem nicht durch Bindungen und Festlegungen zu beschneiden, die aus der Zeit vor seiner Königserhebung stammten. Das gilt vielmehr ebenso für seine Weigerung, den polnischen Fürsten Bolesław I. Chrobry mit der Mark Meißen zu belehnen, auf die dieser aufgrund seiner Verwandtschaft mit der Familie des ermordeten Markgrafen Ekkehard Anspruch erhob.³⁰ Diese konkrete Frage dürfte aber nur ein Moment der komplexen Problemlage ausgemacht haben, die das Verhältnis zwischen dem neuen König und dem polnischen Fürsten bestimmte. Noch deutlicher schlugen sich darin nämlich die Probleme eines Königs nieder, der nicht aus der Position des schon gewählten und gekrönten Königssohnes, sondern aus den Reihen der Großen zur Herrschaft gelangt war. Denn Bolesław hatte zuvor nicht nur ebenso wie der Bayernherzog eine herausgehobene Rolle im Umfeld des Kaisers Otto III. gespielt, sondern war von diesem schließlich sogar in einzigartiger Weise geehrt worden. Im Jahr 1000 war der Kaiser in Bolesławs Herrschaftsbereich nach Gnesen gereist, um dort am Grab des von beiden verehrten neuen Märtyrers Adalbert ein Erzbistum zu errichten. Beim feierlichen Mahl soll Otto dem polnischen Fürsten dann seine eigene Krone aufgesetzt und ihn zum „Mitarbeiter am Römischen Reich“ (*cooperator imperii Romanorum*) ausgerufen haben. Wahrscheinlich handelte es sich bei dieser Geste nicht um eine förmliche Erhebung zum König, aber doch um eine ganz außergewöhnliche Ehrung, die noch der Merseburger Bischof Thietmar, der nicht zu den sächsischen Großen zählte, die mit Bolesław freundschaftlich verbunden waren, als eine eigentlich unangemessene Ranganhebung kritisierte.³¹ Bolesław konnte sich selbst jedenfalls am Ende der Herrschaft Ottos III. als dem Kaiser besonders naher Herrscher verstehen, dem bayerischen Herzog Heinrich zumindest ranggleich, wahrscheinlich sogar im Rang überlegen. Heinrich musste es deshalb

³⁰ Vgl. GÖRICH, Wende im Osten (wie Anm. 3), S. 112–117.

³¹ Vgl. GÖRICH, Wende im Osten (wie Anm. 3), S. 148–150; THIETMAR, Chronik (wie Anm. 12), V, cap. 10, S. 204–205.

nach seiner Königserhebung darauf ankommen, von Bolesław als vollgültiger Nachfolger der ottonischen Kaiser akzeptiert zu werden, und damit auch als ranghöherer Herrscher. Beim Friedensschluss des Jahres 1013 schien das in einer für den König akzeptablen Weise dadurch zum Ausdruck zu kommen, dass Bolesław den Dienst des Schwertrügers übernahm.³² Aus der Sicht des polnischen Fürsten mag das aber auch als eine besondere Ehrung interpretiert worden sein, die keine herrschaftliche Zuordnung implizierte. Entsprechenden Verpflichtungen, besonders im Zusammenhang von Heinrichs Romzug, kam Bolesław jedenfalls nicht nach, und bei der endgültigen Beendigung des Konfliktes im Jahr 1018 musste der König auf die offensichtlich angestrebte Unterwerfung des Fürsten verzichten.³³

Insgesamt lässt sich hinter den Konflikten Heinrichs ein Motiv erkennen, dass wesentlich von der Konstellation der Herrschaftsnachfolge nach dem Tod Ottos III. geprägt war: Erstmals seit dem Tod Konrads I. im Jahr 918 wurde die Herrschaft nicht von einem Königssohn übernommen, der schon zum König gewählt und gekrönt war und damit ganz selbstverständlich einen allen Großen des Reichs überlegenen Rang bekleidete und entsprechende Akzeptanz einfordern konnte. Heinrich war demgegenüber den wichtigsten Akteuren auf der obersten Ebene der Herrschaftsordnung ranggleich und musste erst die Anerkennung seines neuen, königlichen Rangs einfordern. Dabei musste es nicht zuletzt auch darum gehen, sein Königtum als eines ohne jede Schmälerung (*sine aliqua divisione*) zu behaupten, das den gleichen Anspruch erheben konnte wie das Königtum seiner ottonischen Vorgänger.³⁴ Die Ansprüche des Markgrafen Heinrich von Schweinfurt und seiner luxemburgischen Schwäger musste er deshalb als potentielle Minderung seiner königlichen

³² Vgl. GÖRICH, *Wende im Osten* (wie Anm. 3), S. 154–160.

³³ Siehe oben Anm. 26.

³⁴ Vgl. Ludger KÖRNTGEN, *In primis Herimanni ducis assensu*. Zur Funktion von D H II. 34 im Konflikt zwischen Heinrich II. und Hermann von Schwaben, in: *Frühmittelalterliche Studien* 34 (2000), S. 159–185, hier S. 179–180. Von einer „Nachfolge ohne jede Schmälerung“ (*sine aliqua divisione successio*) spricht D. H II. 34, hier S. 38.

Stellung verstehen, und gegenüber dem polnischen Fürsten Bolesław I. Chrobry wurde es ihm besonders schwer, die Akzeptanz einzufordern, die Otto III. ganz unangefochten erfahren hatte.

Der kinderlose König

Karl Ubl hat nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass Heinrich II. nicht nur aufgrund seiner Herkunft aus den Reihen ranggleicher Großer, sondern auch aus einem ganz persönlichen Grund von Beginn seines Königtums an um die Anerkennung seines Herrschaftsanspruchs kämpfen musste: Denn Heinrich hatte nach einigen Jahren Ehe noch keine Kinder, als er im Alter von wahrscheinlich 29 Jahren³⁵ zum König erhoben wurde, und spätestens einige Jahre nach seinem Herrschaftsantritt muss klar gewesen sein, dass er mit Nachkommen und vor allem einem zur Nachfolge fähigen Sohn und Erben nicht mehr rechnen konnte.³⁶ Das ist bei der Beurteilung der politischen Konstellation nicht zuletzt deshalb beachtenswert, weil die Wahl und Krönung eines Königssohnes zu Lebzeiten des Vaters wohl jeweils nicht nur der langfristigen Sicherung der Nachfolge diene, sondern auch immer die aktuelle Königsherrschaft bestätigte oder in besonderen politischen Herausforderungen stabilisierte. So demonstrierte Otto I. mit der Königswahl und Krönung seines Sohnes Otto II. im Jahr 961, während der Vorbereitungen zum Romzug, nicht nur dem Papst, dass die bevorstehende Kaiserkrönung eine längerfristige dynastische Perspektive eröffnete; zugleich wurde vielmehr auch den Großen im Reich die Sicherheit gegeben, dass die ottonische Herrschaft ungeachtet möglicher Gefährdungen des Königs in Italien eine Zukunft haben würde.³⁷ Nach der verheerenden Niederlage Ottos II. im Cotrone im Jahr 982 waren es nicht zuletzt die

³⁵ Zur Frage des Geburtsjahres vgl. WEINFURTER, Heinrich II. (wie Anm. 1), S. 22–23.

³⁶ Vgl. UBL, König (wie Anm. 3), S. 340 mit Anm. 70.

³⁷ Vgl. Hagen KELLER, Die Begründung des römisch-deutschen Imperiums (961–983), in: Hagen Keller/Gerd Althoff, Karolinger und Ottonen (wie Anm. 19), S. 208–272, hier S. 208–210.

Großen, die auf eine Beruhigung der Situation drängten; in diesem Zusammenhang wurde auf einem Hoftag in Verona dann auch der knapp dreijährige Kaisersohn Otto III. zum König gewählt und zur Krönung nach Aachen gesandt.³⁸ Dem kinderlosen König Heinrich II. fehlte nicht nur die Möglichkeit, in einer Krisensituation durch die Königswahl eines Sohnes Konsens im Reich herzustellen und sich der Akzeptanz seiner Herrschaft zu versichern. Er konnte auch den Großen keine Sicherheit über die Zukunft des Königtums bieten, vielmehr hatte jede Erkrankung des Königs – und Heinrich II. war sehr oft krank – das Potential, Unruhe im Reich aufkommen zu lassen. Denn ein plötzlicher Tod des Königs hätte jederzeit Kämpfe um die Nachfolge hervorrufen und die Stellung jedes einzelnen herausgehobenen Herrschaftsträgers gefährden können. Auch deshalb fand Heinrich II. wohl nicht nur beim lang andauernden Konflikt mit Bolesław Chrobry, sondern auch bei den Konflikten mit den Luxemburgern oder auch anderen Gegnern im Westen des Reichs jeweils nur begrenzte Unterstützung.³⁹

Insgesamt erscheint Heinrich II. also in zweifacher Hinsicht als ein Herrscher, der sich der Loyalität der Großen, auf die der König im ottonischen Reich angewiesen war, nicht sicher sein konnte. Aus der besonderen Konstellation der Herrschaftsnachfolge war er als ein König hervorgegangen, der anders als seine Vorgänger keinen selbstverständlichen Rangvorsprung gegenüber den Großen aufwies, sondern darauf angewiesen war, dass seine mit der Königserhebung verbundene Rangerhöhung von den Großen akzeptiert und immer wieder bestätigt wurde. Zwar wurde Heinrichs Königtum nach der Unterwerfung des zuvor aussichtsreichen Mitwerbers Hermann von Schwaben nicht mehr bestritten. Nicht geklärt war aber, ob die Großen einem König aus ihren Reihen herrscherliche Prärogativen im gleichen Ausmaß und mit der gleichen Tragweite zugestehen würden, wie sie die ottonischen Vorgänger hatten durchsetzen können. Daher erklärt es sich, dass Heinrich auf offensichtliche oder

³⁸ Vgl. KELLER, Begründung (wie Anm. 37), S. 266–267.

³⁹ Vgl. UBL, König (wie Anm. 3), S. 350–351.

auch nur vermeintliche Infragestellungen seines königlichen Ranges immer wieder entschlossen und hart reagierte. Weil der König kinderlos blieb, stellte sich für die Großen zugleich immer wieder die Frage nach der langfristigen Perspektive der auf Bindungen an diesen König beruhenden Machtkonstellation; auch deshalb waren sie häufig nur zögernd und unter Vorbehalt bereit, den König in seinen Konflikten zu unterstützen. Auf diese doppelte Herausforderung reagierte Heinrich mit einer beständigen Einforderung seiner herrscherlichen Prärogative; unter den Bedingungen einer vielfach auf Konsens angewiesenen Herrschaftsordnung führte das zur Überbeanspruchung königlicher Autorität oder, wie es Karl Ubl in Anlehnung an die Terminologie Pierre Bourdieus ausdrückt, zur „Inflation politischer Macht“.⁴⁰ Nach Ubls Deutung brachten dann die durch besondere Entwicklungen in Rom begünstigte Kaiserkrönung im Jahr 1014 dem Herrscher einen Zufluss an „symbolischem Kapital“, der es ihm gestattete, seine übermäßig harte Gangart in den Konflikten zu mäßigen und eine größere Verständigungsbereitschaft zu zeigen.⁴¹ Diese Entwicklung kann hier nicht weiter verfolgt werden; abschließen soll vielmehr ein Handlungsfeld des Königs in den Blick genommen werden, auf dem er von Beginn an wohl nicht nur Kompensation für den Makel seiner Kinderlosigkeit suchte, sondern auch eine ganz eigene, persönliche Selbstvergewisserung als König ohne dynastische Vergangenheit und Zukunft: Die Gründung eines neuen Bistums mit dem Zentralort Bamberg, das als exorbitante persönliche Leistung des Königs ganz der Sicherung seines religiösen Heils gewidmet sein sollte.⁴²

Die Gründung des Bistums Bamberg

Seine Sorge um die Strukturen der Kirche und besonders die Bistümer als die zentralen kirchlichen Organisationseinheiten hat Heinrich II. schon in den ersten Jahren seiner Herrschaft eindrucksvoll demonstriert.

⁴⁰ UBL, König (wie Anm. 3), S. 351.

⁴¹ Vgl. UBL, König (wie Anm. 3), S. 353–358.

⁴² Vgl. UBL, König (wie Anm. 3), S. 345–350.

Dabei machte er sich offensichtlich Bestrebungen zu eigen, die schon in der Zeit seines Vorgängers Otto III. und während der Regentschaft von dessen Mutter Theophanu erkennbar geworden waren und die darauf abzielten, eine Entscheidung des Kaisers Otto II. rückgängig zu machen. Denn unter dessen Herrschaft war das Bistum Merseburg, das Kaiser Otto I. als Glied der von ihm begründeten Kirchenprovinz Magdeburg errichtet hatte, mit dem Erzbistum verschmolzen worden, wodurch der Merseburger Bischof Giselher zum Erzbischof hatte avancieren können. Außer der Karriereförderung des Bischofs sollte diese Maßnahme wohl auch der Konzentration der Ressourcen in einem Raum dienen, in dem mehrere neugegründete Bistümer um sehr begrenzte Ressourcen konkurrierten. Ungeachtet solcher pragmatischer Ziele konnte man die Aufhebung eines Bistums, dessen Gründung König Otto I. nach Merseburger Erinnerung vor der entscheidenden Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfeld im Jahr 955 gelobt hatte, aber als eine sündhafte Schädigung der Kirche insgesamt verstehen. In dieser Perspektive ließ sich der erfolgreiche Aufstand der Elbslawen, der im Jahr 983 nicht nur die ottonische Herrschaft, sondern auch die von dessen Vater begründete kirchliche Organisation nördlich der Elbe hinwegfegte, nur als göttliche Strafe für das Sakrileg deuten, das der Übergriff auf die Merseburger Kirche darstellte.⁴³ Heinrichs Engagement für deren Wiederherstellung dürfte jedenfalls wesentlich durch solche Überlegungen motiviert gewesen sein. Damit war dann aber nicht nur gewissermaßen der Schaden, den sein Vorvorgänger Otto II. angerichtet hatte, wieder gutgemacht; Heinrich konnte sich vielmehr selbst auch das Verdienst anrechnen, eine

⁴³ Vgl. ALTHOFF, Ottonen (wie Anm. 21), S. 144–147; KELLER, Begründung (wie Anm. 37), S. 260–261.

Diözese wiedererrichtet und damit die Kirche ganz konkret erweitert zu haben.⁴⁴

Noch einen Schritt weiter ging der König dann, als er in Bamberg eine weitere Diözese errichtete.⁴⁵ Im Unterschied zur Wiedererrichtung des Bistums Merseburg handelte es sich dabei um eine völlige Neugründung: Heinrich trat damit gewissermaßen in die Fußstapfen Ottos des Großen, der Bistümer im Osten Sachsens und den gerade erst für das Christentum erschlossenen slawischen Gebiete gegründet hatte,⁴⁶ und auch Karls des Großen, der in Sachsen vor allem als Missionar und Kirchengründer und weniger als Eroberer erinnert wurde.⁴⁷ Die religiöse Motivation Heinrichs bei der Bamberger Gründung wird nicht nur vor diesem Hintergrund erkennbar; wie Thietmar von Merseburg berichtet, hatte Heinrich die Bistumsgründung schon seit der Erhebung zum König geplant.⁴⁸ Ein Zeitgenosse Heinrichs, der Bischof und Kunstmäzen Bernward von Hildesheim, hat die Errichtung seiner kunstgeschichtlich so bedeutenden

⁴⁴ Vgl. Hartmut HOFFMANN, Mönchskönig und *rex idiota*. Studien zur Kirchenpolitik Heinrichs II. und Konrads II. (MGH Studien und Texte 8) Hannover 1993, S. 104–108.

⁴⁵ Zur Gründung des Bistums Bamberg vgl. UBL, König (wie Anm. 3), S. 345–350; Klaus VAN EICKELS, Bistumsgründungen um das Jahr 1000, in: Das Bistum Bamberg in der Welt des Mittelalters, hrsg. von Christine und Klaus VAN EICKELS (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. Vorträge und Vorlesungen 1), Bamberg 2007, S. 33–64; Bernd SCHNEIDMÜLLER, Die einzigartig geliebte Stadt – Kaiser Heinrich II. und Bamberg, in: Kaiser Heinrich II. 1002–1024. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2002. Augsburg 2002, hrsg. von Bernd SCHNEIDMÜLLER/Stefan WEINFURTER, S. 30–51; KÖRNTGEN, Königsherrschaft (wie Anm. 18), S. 421–434; HOFFMANN, Mönchskönig (wie Anm. 44), S. 85–101.

⁴⁶ Vgl. Hagen KELLER, Der Neubeginn unter dem sächsischen Königshaus (919–960), in: Hagen Keller/Gerd Althoff, Karolinger und Ottonen (wie Anm. 19), S. 115–208, hier S. 180–181; ders., Begründung (wie Anm. 37), S. 230–239.

⁴⁷ Vgl. Klemens HONSELMANN, Die Annahme des Christentums durch die Sachsen im Lichte der sächsischen Quellen des 9. Jahrhunderts, in: Westfälische Zeitschrift 108 (1958), S. 201–219; Hedwig RÖCKELEIN, Das Gewebe der Schriften, in: Hagiographie im Kontext. Wirkungsweisen und Möglichkeiten historischer Auswertung, hrsg. von Dieter R. Bauer/Klaus Herbers, Stuttgart 2000, S. 1–25.

⁴⁸ THIETMAR, Chronik (wie Anm. 12), VI, cap. 30, S. 275.

Klosterkirche St. Michael als eine Leistung qualifiziert, die ihm erst aufgrund der Erhebung zum Bischof möglich war.⁴⁹ Im Blick darauf erscheint es plausibel, dass Heinrich in ähnlicher Weise in seiner Erhebung zum König die Chance gesehen hat, ein besonderes, unvergängliches religiöses Werk zu vollbringen, das eben nur einem König möglich war: Die Errichtung eines Bistums.⁵⁰ Vergleichbar sind jedenfalls die ganz konkrete Erwartung, die Bischof und König mit der jeweiligen Gründung einer kirchlichen Gemeinschaft verbanden, und die besondere persönliche Situation, auf die beide jeweils reagierten: Wie der zum zölibatären Leben verpflichtete Bischof hatte auch der König, wie schon angesprochen, keine Nachkommen, die dazu verpflichtet gewesen wären, die Erinnerung an die Personen und ihre religiöse Leistung zu wahren. Solche Erinnerung, Memoria, umfasste aber zugleich das liturgische Gedenken, die Fürbitte für das religiöse Heil der Personen, für ihr ewiges Leben. Das zu leisten war Aufgabe der von Bernward und Heinrich jeweils gegründeten liturgischen Gemeinschaften,⁵¹ und in deren unterschiedlicher Größe und Bedeutung wurde auch der Unterschied von Vermögen und Bedeutung der beiden Gründer abgebildet: Für den Bischof Bernward hatte ein großes Kloster Fürbitte einzulegen; für den König übernahm diese Aufgabe nicht nur ein Domkapitel, sondern letztlich ein ganzes Bistum.

⁴⁹ Leben des Heiligen Bernward, Bischofs von Hildesheim, verfaßt von Thangmar (?), in: Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.–12. Jahrhunderts, übersetzt von Hatto Kallfelz (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 22) Darmstadt 1973, S. 263–361, hier cap. 51, S. 353: „In Anbetracht dessen habe nun ich, Bernward, durch Gottes Erwählung, nicht aus eigenem Verdienst Bischof genannt, lange darüber nachgedacht, durch welches Bauwerk von Verdiensten, durch welche Leistung ich... mir den Himmel verdienen könne ... Jetzt, da ich den Thron der Kirche von Bennopolis bestiegen hatte, wollte ich in die Tat umsetzen, was ich seit langem im Herzen plante, das heißt, ich wollte meinem Namen ein glückliches Andenken bereiten unter dem Titel, Kirchen erbaut, Gottesdienste in ihnen gestiftet und alle meine Habe dem Herrn geschenkt zu haben.“ Vgl. KÖRNTGEN, Königsherrschaft (wie Anm. 18), S. 412 mit Anm. 582.

⁵⁰ Vgl. KÖRNTGEN, Königsherrschaft (wie Anm. 18), S. 421–422.

⁵¹ Das Memorialanliegen ist deutlich ausgesprochen in den Herrscherurkunden zur Ausstattung des neuen Bistums, vgl. UBL, König (wie Anm. 3), S. 346 mit Anm. 91.

Nicht nur im Bericht Thietmars von der Frankfurter Synode wird auch klar ausgesprochen, dass Heinrich mit der Bistumsgründung ganz konkret auf seine eigene Kinderlosigkeit reagierte. Denn anders als der Geistliche Bernward hatte der König seine Kinderlosigkeit nicht gewollt, sondern ganz im Gegenteil als Unheil erfahren. Die Entscheidung, ob ein Ehepaar Kinder bekam oder nicht, lag nach dem Glauben der Zeit letztlich in Gottes Hand, weshalb Kinderlosigkeit auch als göttliche Strafe für ein Vergehen oder zumindest als Anzeichen für ein religiöses Ungenügen des Lebenswandels der Betroffenen gedeutet werden konnte. Indem Heinrich seinen persönlichen Besitz, der an einen eigenen Nachkommen übergegangen wäre, für die Bistumsgründung einsetzte, machte er, wie klar formuliert wird, „Gott zu seinem Erben“.⁵² Diese Formulierung darf man wohl nicht nur als rhetorische Einkleidung des Stiftungsvorgangs verstehen, sondern zugleich als theologisch reflektierte Anrufung Gottes. Denn damit trug Heinrich der Instanz, die letztlich für seine Kinderlosigkeit verantwortlich war, zugleich die Verantwortung an, die normalerweise ein leiblicher Erbe hätte übernehmen müssen. Darin lässt sich wohl zugleich ein Niederschlag einer durchaus bedrohlichen Selbstwahrnehmung des Herrschers erkennen: Als König, der sich der Anerkennung seiner dynastischen Anbindung an die ottonischen Vorgänger nicht sicher sein konnte und der den Großen des Reichs keine Stabilität verheißende dynastische Zukunft in Aussicht stellen konnte, war er ge-

⁵² THIETMAR, Chronik (wie Anm. 12), VI, cap. 31, S. 277: „Als nun dort alle Erzbischöfe und ihre Suffraganbischöfe nach ihrem Range versammelt waren, warf sich der König zu Boden; Bischof Willigis, in dessen Diözese die Synode stattfand, hob ihn wieder auf; dann sprach er vor ihnen allen: ‚Um der künftigen Wiedervergeltung willen habe ich Christus zu einem Erben erwählt, denn auf Nachkommenschaft kann ich nicht mehr hoffen‘.“ Ähnlich im Synodalprotokoll, MGH DH II 143, hier S. 170, übersetzt von Bernd Schneidmüller, in: Quellensammlung Heinrich II., in: Edel und Frei. Franken im Mittelalter. Die CD-ROM zur Ausstellung (Historikerwerkstatt 1/2004), Augsburg 2004, sowie im Brief Arnulfs von Halberstadt an Heinrich von Würzburg, in: Monumenta Bambergensia, hrsg. von Philipp Jaffé (Bibliotheca rerum Germanicarum 5), Berlin 1869, S. 472–479, hier S. 478. Vgl. UBL, König (wie Anm. 3), S. 346 mit Anm. 90; KÖRNTGEN, Königsherrschaft (wie Anm. 18), S. 424; Bernd SCHNEIDMÜLLER, Otto III.–Heinrich II.: Wende der Königsherrschaft oder Wende der Mediävistik?, in: Otto III.–Heinrich II. (wie Anm. 3), S. 7–46, hier S. 44–45.

wissermaßen ganz auf sich allein gestellt und von Beginn an auf verschiedene Weise und in verschiedenen Zusammenhängen herausgefordert oder sogar bedroht. Auf diese Herausforderungen antwortete Heinrich nicht zuletzt durch seine stete Konfliktbereitschaft und die beständige Einforderung der Anerkennung. Dieses Verhalten des Herrschers trug aber, wie Karl Ubl überzeugend dargelegt hat, letztlich zur Infragestellung seiner herrscherlichen Autorität bei, was sich als Inflation des politischen Kapitals beschreiben lässt.⁵³ Auf die existenzielle Herausforderung, die für Heinrich die Kinderlosigkeit bedeutete, reagierte er mit der nicht auf die politische, sondern ganz auf die persönlich-religiöse Zukunft gerichteten Gründung des Bistums Bamberg.⁵⁴ Mit dem neuen Bistum und ganz konkret mit der liturgischen Gemeinschaft des Domklerus, dem Domkapitel, schuf er sich nicht nur eine Institution, die dauerhaft für seine Memoria sorgte. Das Domkapitel wirkte zugleich im eigenen Interesse auch für die Verehrung des eigenen Gründers und erreichte schließlich 122 Jahre nach dem Tod Heinrichs dessen Heiligsprechung.⁵⁵ Es wird sich nicht beweisen lassen, dass Heinrich auch das im Blick gehabt hatte, als er sein ganzes Vermögen und seine ganze Durchsetzungskraft als Herrscher für das Projekt der Bistumsgründung einsetzte. Ausschließen sollte man für den religiös gebildeten und liturgisch überaus interessierten und engagierten Herrscher eine solche Hoffnung aber nicht.

⁵³ Vgl. UBL, König (wie Anm. 3), S. 351–358.

⁵⁴ Vgl. KÖRNTGEN, Königsherrschaft (wie Anm. 18), S. 425–426.

⁵⁵ Zu den wohl im Domstift und im Kloster Michelsberg zu vermutenden Initiatoren der Heiligsprechung vgl. *Vita sancti Heinrichi regis et confessoris* (ed. Stumpf, MGH SS rer. Germ. 69), S. 45–48 und 149–151.

Bibliographische Hinweise

Quellen

Arnulf von Halberstadt an Heinrich von Würzburg, in: *Monumenta Bambergensia*, hrsg. von Philipp Jaffé (*Bibliotheca rerum Germanicarum* 5) Berlin 1869, S. 472–479.

Henrici II. et Arduini diplomata / Die Urkunden Heinrichs II. und Arduins (MGH *Diplomata regum et imperatorum Germaniae* / Die Urkunden der deutschen Kaiser und Könige 3), Berlin 1900–1903.

Leben des Heiligen Bernward, Bischofs von Hildesheim, verfaßt von Thangmar (?), in: *Lebensbeschreibungen einiger Bischöfe des 10.-12. Jahrhunderts*, übersetzt von Hatto Kallfelz (*Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters* 22) Darmstadt 1973, S. 263–361.

THIETMAR VON MERSEBURG, *Chronik*. Neu übertragen und erläutert von Werner Trillmich; mit einem Nachtrag und einer Bibliographie von Steffen Patzold (*Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters* 9), 9. Auflage Darmstadt 2011.

Thietmari Merseburgensis *episcopi chronicon* / Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung, hrsg. von Robert Holtzmann (MGH *Scriptores rerum Germanicarum, Nova series*), Berlin 1935.

Die Vita sancti Heinrici regis et confessoris und ihre Bearbeitung durch den Bamberger Diakon Adalbert, hrsg. von Marcus Stumpf (MGH *SS rer. Germ.* 69), Hannover 1999.

Literatur

ALTHOFF, Gerd, *Inszenierte Herrschaft. Geschichtsschreibung und politisches Handeln im Mittelalter*. Darmstadt 2003.

- ALTHOFF, Gerd, Königsherrschaft und Konfliktbewältigung im 10. und 11. Jahrhundert, in: Frühmittelalterliche Studien 23 (1982), S. 265–290.
- ALTHOFF, Gerd, Das Privileg der *deditio*. Formen gütlicher Konfliktbeilegung in der mittelalterlichen Adelsgesellschaft, in: ders., Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde. Darmstadt 1997, S. 99–125.
- ALTHOFF, Gerd, Genugtuung (*satisfactio*). Zur Eigenart gütlicher Konfliktbeilegung im Mittelalter, in: Modernes Mittelalter, hrsg. von Joachim Heinze, Frankfurt 1994, S. 247–265.
- ALTHOFF, Gerd, Heinrich IV. (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance), Darmstadt 2006.
- ALTHOFF, Gerd, Spielregeln der Politik im Mittelalter. Kommunikation in Frieden und Fehde. Darmstadt 1997.
- ALTHOFF, Gerd, Otto III. und Heinrich II. in Konflikten, in: Otto III. – Heinrich II.: Eine Wende?, hrsg. von Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Mittelalter-Forschungen 1), Sigmaringen 1997, S. 77–94.
- ALTHOFF, Gerd, Die Ottonen. Königsherrschaft ohne Staat, 3., durchgesehene Auflage, Stuttgart 2013.
- ALTHOFF, Gerd, Otto III. und Heinrich II. (983–1024), in: Hagen Keller/Gerd Althoff, Die Zeit der späten Karolinger und Ottonen. Krisen und Konsolidierungen 888–1024 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. Zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage, 3), Stuttgart 2008, S. 273–347.
- ALTHOFF, Gerd, Zur Frage nach der Organisation sächsischer *coniurationes* in der Ottonenzeit, in: Frühmittelalterliche Studien 16 (1982), S. 129–142.
- VAN EICKELS, Klaus, Bistumsgründungen um das Jahr 1000, in: Das Bistum Bamberg in der Welt des Mittelalters, hrsg. von Christine und Klaus van Eickels (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. Vorträge und Vorlesungen 1), Bamberg 2007, S. 33–64.

- GÖRICH, Knut, Eine Wende im Osten: Heinrich II. und Boleslaw Chrobry, in: Otto III. – Heinrich II.: Eine Wende?, hrsg. von Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Mittelalter-Forschungen 1), Sigmaringen 1997, S. 95–167.
- HOFFMANN, Hartmut, Mönchskönig und rex idiota. Studien zur Kirchenpolitik Heinrichs II. und Konrads II. (MGH Studien und Texte 8). Hannover 1993.
- HONSELMANN, Klemens, Die Annahme des Christentums durch die Sachsen im Lichte der sächsischen Quellen des 9. Jahrhunderts, in: Westfälische Zeitschrift 108 (1958), S. 201–219.
- KELLER, Hagen, Die Begründung des römisch-deutschen Imperiums (961–983), in: Hagen Keller/Gerd Althoff, Die Zeit der späten Karolinger und Ottonen. Krisen und Konsolidierungen 888–1024 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. Zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage, 3), Stuttgart 2008, S. 273–347.
- KELLER, Hagen, Der Neubeginn unter dem sächsischen Königshaus (919–960), in: Hagen Keller/Gerd Althoff, Die Zeit der späten Karolinger und Ottonen. Krisen und Konsolidierungen 888–1024 (Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte. Zehnte, völlig neu bearbeitete Auflage, 3), Stuttgart 2008, S. 115–208.
- KÖRNTGEN, Ludger, Endzeit oder Aufbruch? Kirchenbau und religiöse Mentalität am Beginn des 11. Jahrhunderts, in: Worms 1018–2018. Dom und Stadt (Quellen und Abhandlungen zur mittelhochdeutschen Kirchengeschichte 150), Münster 2023, S. 11–29.
- KÖRNTGEN, Ludger, *In primis Herimanni ducis assensu*. Zur Funktion von D H II. 34 im Konflikt zwischen Heinrich II. und Hermann von Schwaben, in: Frühmittelalterliche Studien 34 (2000), S. 159–185.
- KÖRNTGEN, Ludger, Königsherrschaft und Gottes Gnade. Zu Kontext und Funktion sakraler Vorstellungen in Historiographie und Bildzeugnissen der ottonisch-frühsalischen Zeit (Orbis Mediaevalis. Vorstellungswelten des Mittelalters 2). Berlin 2001.

KÖRNTGEN, Ludger, Ottonen und Salier (Geschichte kompakt), 4. Auflage, Darmstadt 2013.

LEYSER, Karl, Herrschaft und Konflikt. König und Adel im ottonischen Sachsen (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 76). Göttingen 1984.

PATZOLD, Steffen, Königserhebungen zwischen Erbrecht und Wahlrecht? Thronfolge und Rechtsmentalität um das Jahr 1000, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 58 (2002), S. 467–507.

PATZOLD, Steffen, Konsens und Konkurrenz. Überlegungen zu einem aktuellen Forschungskonzept der Mediävistik, in: Frühmittelalterliche Studien 41 (2007), S. 75–103.

RÖCKELEIN, Hedwig, Das Gewebe der Schriften, in: Hagiographie im Kontext. Wirkungsweisen und Möglichkeiten historischer Auswertung, hrsg. von Dieter R. Bauer/Klaus Herbers, Stuttgart 2000, S. 1–25.

SCHNEIDMÜLLER, Bernd, Die einzigartig geliebte Stadt – Kaiser Heinrich II. und Bamberg, in: Kaiser Heinrich II. 1002–1024. Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2002, Bamberg, 9. Juli bis 20. Oktober 2002, hrsg. von Josef Kirmeier/Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter/Evamaría Brockhoff (Veröffentlichungen zur bayerischen Geschichte und Kultur 44), Augsburg 2002, S. 30–51.

SCHNEIDMÜLLER, Bernd, Konsensuale Herrschaft. Ein Essay über Formen und Konzepte politischer Ordnung im Mittelalter, in: Reich, Regionen und Europa im Mittelalter. FS Peter Moraw, hrsg. von Paul-Joachim Heinig et al., Berlin 2000, S. 58–87.

SCHNEIDMÜLLER, Bernd, Otto III.–Heinrich II. Wende der Königsherrschaft oder Wende der Mediävistik?, in: Otto III. – Heinrich II.: Eine Wende?, hrsg. von Bernd Schneidmüller/Stefan Weinfurter (Mittelalter-Forschungen 1), Sigmaringen 1997, S. 7–46.

SCHNEIDMÜLLER, Bernd, Zwischen Gott und den Getreuen. Vier Skizzen zu den Fundamenten der mittelalterlichen Monarchie, in: Frühmittelalterliche Studien 36 (2002), S. 193–224.

- SCHÜTZ, Markus, Kunigunde, in: Die Kaiserinnen des Mittelalters, hrsg. von Amalie Fößel, Regensburg 2011, S. 78–99.
- Thietmar von Merseburg zwischen Pfalzen, Burgen und Federkiel, hrsg. von Michael Belitz et al. (Palatium 7), Regensburg 2021.
- Thietmars Welt. Ein Merseburger Bischof schreibt Geschichte. Ausstellungskatalog Merseburg 2018, hrsg. von Markus Cottin/Lisa Merkel, Petersberg 2018.
- UBL, Karl, Der kinderlose König. Ein Testfall für die Ausdifferenzierung des Politischen, in: Historische Zeitschrift 292 (2011), S. 323–363.
- Vor 1000 Jahren. Die Schweinfurter Fehde und die Landschaft am Obermain 1003, hrsg. von Erich Schneider/Bernd Schneidmüller (Schweinfurter Museumsschriften 118), Schweinfurt 2004.
- WEINFURTER, Stefan, Heinrich II. (1002–1024). Herrscher am Ende der Zeiten, Regensburg 1999.
- WEINFURTER, Stefan, Konfliktverhalten und Individualität des Herrschers am Beispiel Kaiser Heinrichs II. (1002–1024), in: Rechtsverständnis und Konfliktbewältigung. Gerichtliche und außergerichtliche Strategien im Mittelalter, hrsg. von Stefan Esders, Köln 2007, S. 291–311.
- WEINFURTER, Stefan, Kunigunde, das Reich und Europa, in: Kunigunde – *consors regni*: Vortragsreihe zum tausendjährigen Jubiläum der Krönung Kunigundes in Paderborn (1002–2002), hrsg. von Stefanie Dick et al. (MittelalterStudien 5), Paderborn 2004, S. 9–27.
- WEINFURTER, Stefan, Die Zentralisierung der Herrschaftsgewalt im Reich unter Kaiser Heinrich II., in: Historisches Jahrbuch 106 (1986), S. 241–297.